

MARC RITTER

Blut. eis

THRILLER

DROEMER 

Besuchen Sie uns im Internet:
www.droemer.de



© 2013 Droemer Verlag
Ein Unternehmen der Droemerschen Verlagsanstalt
Th. Knauer Nachf. GmbH & Co. KG, München
Alle Rechte vorbehalten. Das Werk darf – auch teilweise –
nur mit Genehmigung des Verlags wiedergegeben werden.
Umschlaggestaltung: ZERO Werbeagentur, München
Umschlagabbildung: © Gettyimages/Michael Steele;
FinePic®, München; © APG|SGA Mountain, Bild: A. Rohweder
Satz: Adobe InDesign im Verlag
Druck und Bindung: Kösel, Krugzell
Printed in Germany
ISBN 978-3-426-22629-2

2 4 5 3 1

Für meine Kinder
Michelle, Finn, Marcel, Henri und Mila,
in deren Lebenszeit sich die Weltbevölkerung
auf 14 Milliarden Menschen verdoppeln könnte.
Lernt gärtnern und schießen!

Inhalt

Prolog	11
Teil 1	29
Teil 2	173
Teil 3	291
Epilog	447
Verzeichnis verwendeter Quellen	453
Dank	459

»Denn wir stehen rund um die Welt einer monolithischen und ruchlosen Verschwörung gegenüber, die sich vor allem auf verdeckte Mittel stützt, um ihre Einflussphäre auszudehnen – auf Infiltration statt Invasion; auf Unterwanderung statt Wahlen; auf Einschüchterung statt offenem Kampf; auf nächtliche Guerillaangriffe statt auf Armeen bei Tag.

Es ist ein System, das mit gewaltigen menschlichen und materiellen Ressourcen eine eng verbundene, komplexe und effiziente Maschinerie aufgebaut hat, die militärische, diplomatische, geheimdienstliche, wirtschaftliche, wissenschaftliche und politische Operationen kombiniert. Ihre Pläne werden nicht veröffentlicht, sondern sind geheim, ihre Fehlschläge werden verschleiert, nicht publiziert, Andersdenkende werden nicht gehört, sondern zum Schweigen gebracht, keine Ausgabe wird infrage gestellt, kein Gerücht wird gedruckt, kein Geheimnis wird enthüllt.«

John F. Kennedy (1917–1963) am 27. April 1961 im Walldorf Astoria Hotel, New York City, vor amerikanischen Zeitungsverlegern.

»Es gibt bekanntes Bekanntes, es gibt Dinge, von denen wir wissen, dass wir sie wissen. Wir wissen auch, dass es bekanntes Unbekanntes gibt, das heißt, wir wissen, es gibt einige Dinge, die wir nicht wissen. Aber es gibt auch unbekanntes Unbekanntes – es gibt Dinge, von denen wir nicht wissen, dass wir sie nicht wissen.«

*Donald Rumsfeld, zweimaliger Außenminister der Vereinigten Staaten von Amerika (1975–1977 und 2001–2006), ehemaliger Vorstandsvorsitzender des amerikanischen Pharma- und Agrarchemiekonzerns G. D. Searle & Company (heute: Monsanto), ehemaliger Vorstand des Schweizer Elektrotechnikkonzerns ABB (dem Kernkraftwerks-Lieferanten Nordkoreas) und Namenspatron des Schwammkugelkäfers *Agathidium rumsfeldi*, der sich bevorzugt von Schleimpilzen ernährt.*

»Es ist viel sicherer, zu wenig als zu viel zu wissen.«

Samuel Butler, englischer Schriftsteller (1835–1902)

Prolog

Sonntag, 17. Februar, 11 Uhr 13
St. Moritz, St. Moritzersee

Flurin Da Silva sah sich um. Er konnte es kaum glauben. Doch, es hatte einen ganz einfachen Grund, warum kein Fahrer vor ihm war: Er lag in Führung. Konnte Dreamstar das Tempo über die Strecke halten? Würden seine eigenen Oberschenkel die Strapaze überstehen? 2700 Meter auf Ski mit fünfzig Stundenkilometern hinter einem Pferd über einen zugefrorenen See gezogen zu werden war schlicht Wahnsinn. Und er wollte diesen Wahnsinn als »König des Engadin« beenden. Er schrie seinem Pferd ein lautes »Go! Go!« zu. *Los, Dreamstar, renn! Renn sie alle in Grund und Boden! Die Millionärssöhne und die bezahlten Fahrer. Die fit gespritzten Galopper. Zeig's ihnen!*

Hinter ihm donnerten die Hufe der Pferde in den Schnee, der das Eis bedeckte. Er konnte sich nicht andauernd umdrehen, um nachzusehen, ob sein Vorsprung wuchs oder schmolz. Er musste sich konzentrieren. Auf Dreamstar. Und auf die beiden Ski an seinen Füßen. Das was die besondere Schwierigkeit beim Skijöring: Nicht nur das Pferd musste auf eigenen Beinen die Strecke bewältigen, auch der Mensch, der an einer Leine vom Tier gezogen wurde. Er musste sicher

auf den beiden Latten stehen. Sonst würde er das Spezialgeschirr nicht bedienen können, mit dem er das Pferd lenkte. Drei Meter hinter dem Tier war das wesentlich schwieriger als auf dem Tier. Die Skijöring-Spezialisten sagten, dass sie im Vergleich zu einem Reiter höchstens ein Zehntel des Einflusses auf ihren vierbeinigen Partner hatten. Darum war es so schwierig, eine Renntaktik aufzustellen und einzuhalten. Das Pferd musste die neunzig Prozent Hirnleistung, die sonst der Jockey erledigte, selbst erbringen. Weil Pferde das nicht konnten, war meist das ausdauerndste Team als erstes im Ziel. Oder dasjenige, das als erstes in die Kurve nach der Startgeraden ging.

An diesem Tag war das Dreamstar gewesen. Wieder. Wie beim ersten und beim zweiten Skijöring-Rennen des »White Turf«, der großen Pferdesportveranstaltung, die den ganzen Februar über an den Wochenenden auf dem St. Moritzersee stattfand. Beim ersten Wettbewerb vor zwei Wochen hatte der Vorsprung nicht bis ins Ziel gereicht. Der Vollblüter des arabischen Prinzen hatte ihn um eine halbe Länge geschlagen. Letzte Woche hatte Dreamstar es dann geschafft. Da war er um eine Nasenlänge vorn gewesen. *Photofinish*. Wenn er diesen Sieg nun wiederholen könnte, würde der Titel »König des Engadin« endlich wieder an einen Einheimischen gehen. Einen, der sein Pferd selbst gezogen und trainiert hatte. Er ließ die Leinen des Geschirrs auf Dreamstars Rücken klatschen, um ihn weiter voranzutreiben. Das war die einzig erlaubte Form der Einflussnahme des Lenkers auf sein Pferd. Peitschen und Gerten waren beim Skijöring untersagt. Und man hätte auch gar keine Hand dafür frei gehabt. Die Hände umkrallten den Holzstab, der an den Enden der Leinen befestigt war. Zwischen diesen flatterte das bunte Tuch, das

verhindern sollte, dass andere Pferde in das Geschirr hineinliefen, wenn der Fahrer in den Kurven oder wegen eines Fahrfehlers nicht hinter, sondern neben dem Pferd fuhr.

Dieses Rennen hatten Dreamstar und er bisher fehlerfrei absolviert. Sie waren wie ein Pfeil aus der Startbox geschossen, als sich die Eisentür geöffnet hatte. Dreamstar war an den weiter innen gestarteten Galoppieren vorbeigefegt, und Flurin Da Silva hatte sein Pferd schon wenige Meter nachdem sie die Haupttribüne hinter sich gelassen hatten, hart an der Grenze des Erlaubten scharf nach innen gezogen, damit sie als Erste in die Kurve gingen.

Ein, zwei Längen mochten sie mittlerweile zwischen sich und dem Feld haben. Jetzt zählte nur noch die Kondition. Und dass weder Pferd noch Fahrer fielen. Für die Kondition hatten die beiden den ganzen Sommer über trainiert. Ob einer von ihnen strauchelte oder nicht, entschieden höhere Mächte und die Streckenpräparatoren, die die Trittlöcher im Geläuf des Rundkurses nach jedem Rennen mit Pistenraupen planierten. Eine halbe Stunde vor dem Skijöring-Rennen war ein Flachrennen angestanden. Die Galopper hatten die Schneedecke ordentlich umgepflügt.

Sie rasten wieder auf die Haupttribüne zu. Das Geschrei der zehntausend, die bei diesem klirrend kalten, aber strahlenden Februartag an die Strecke gekommen waren, nahm er nicht bewusst wahr. Erst recht nicht das Gejohle der Super-VIPs, die in einem eigenen Zelt mit separater Tribüne das Rennen verfolgten. Die meisten von ihnen hatten hohe Wetten laufen, denn die Mehrzahl der Fahrer gehörte zu ihnen, zu den sehr Reichen und den unendlich Reichen, zu den Mächtigen und den unglaublich Mächtigen dieser Welt. Im Super-VIP-Zelt hielt sich an diesem dritten und letzten

Rennwochenende ein Großteil derer auf, für die die Welt geschaffen wurde und die über sie bestimmten. Die Verankerung des Zeltens war in die sechzig Zentimeter starke Eisschicht gebohrt worden. So wie alle auf Englisch und Russisch ausgezeichneten VIP- und Cateringzelte, die Zelte, die die Stallungen beherbergten, die Toilettenzelte und die Kinderverwahrstation des japanischen Spielekonsolenherstellers.

Plötzlich passierte es doch. Dreamstar strauchelte. Das durfte nicht sein. Flurin Da Silva riss an den Leinen. Doch er parierte damit nicht sein Pferd durch. Im Gegenteil, Dreamstar brach regelrecht in den Schnee ein. In den Sekundenbruchteilen, bis Dreamstar zu Boden ging, dachte Flurin Da Silva nach, was das Pferd zum Sturz gebracht haben könnte. Die Gedanken wischten nur so durch seinen Kopf. Ein Loch im Schnee? Ein Gegenstand, von einem Zuschauer auf die Bahn geworfen? Seine Gedanken brachen ab. Denn er spürte, wie der Schnee unter ihm weicher wurde. Wie er in die hart gefrorene Schicht mit beiden Ski versank. Sein Gehirn verarbeitete diese Information zunächst nicht. Denn es war vollkommen ausgeschlossen, dass das Eis brach. Darum kam er überhaupt nicht auf die Idee, dass genau das gerade unter ihm passierte. Erst dann registrierte er, dass zwei Meter neben ihm eine kleine Fontäne aus dem Eis nach oben spritzte. Und zwei Meter weiter die nächste. Und auch vor Dreamstar spritzten Eisbröckchen und Wasser nach oben. Überall diese kleinen Fontänen. Er sah sich in der gleichen Sekunde um. Auf dem ganzen See stob das Eis auf, wie er mit einem Blick erfasste. Er sah auch, dass die Pferde hinter ihm wie Dreamstar gestrauchelt waren. Nein, falsch, er sah, dass *alle* Pferde ins Eis einbrachen. Dann spürte er die Kälte. Ja,

es war tatsächlich wahr, er fiel ins Wasser. Das Eis war weg. Die Ski verhinderten, dass er sich mit einem Sprung auf eine Eisscholle in Sicherheit bringen konnte. Und die Schollen waren auch viel zu klein. Gerade als er das vergegenwärtigte, zog ihn das Geschirr, dessen Griff er immer noch mit zehn Fingern umklammerte, nach unten.

Er blickte mit weit aufgerissenen Augen nach vorn auf sein Pferd. Dreamstar versank im Eiswasser, doch sein Gehirn war immer noch nicht fähig, einen logischen Schluss daraus zu ziehen. Es gab den Händen nicht den Befehl, den Griff zu lösen. Die Leinen fest umklammernd sank er bis auf vier, fünf Meter Tiefe seinem Pferd hinterher, als dieses nach unten sank, gelähmt durch die Kälte des Wassers. Erst da verstand er, dass er loslassen und nach oben schwimmen musste. Dort oben war es hell. Dort musste er hin. Nach oben. Dort war Luft. Er musste schwimmen. Strampeln, sich nach oben kämpfen.

Er kämpfte um sein Leben. Das eiskalte Wasser machte jede Bewegung zur Tortur. Doch er würde es schaffen. Er musste es schaffen. Er war der König vom Engadin. Doch das war er oben, auf dem Eis. Nicht hier. Nicht unter Wasser. Er hatte immer noch die Ski an den Füßen, die Skibekleidung war mit Wasser vollgesogen und gab ihm das Gewicht einer Schweizer Pendeluhr. Langsam, aber unaufhaltsam wurde er nach unten auf den Grund des Sees gezogen.

*Dreißig Jahre zuvor –
Sonntag, 24. August, 17 Uhr
Central Province, Ghana
In der Nähe des Dorfes Awisam*

Kisi liegt unter der dichten Krone des alten Karitébaums und tut, was sie in ihren freien Stunden am liebsten tut: Sie sieht den Nüssen beim Wachsen zu. Das zumindest wird ihr Großvater wieder sagen, wenn sie ins Dorf zurückkehren wird. Wie immer wird sie nur zurücklachen und sagen: »Ja, Ebo, von dir habe ich gelernt, was wir von den Bäumen lernen können: Geduld.« Und dann wird Ebo stolz sein auf seine Enkelin, denn ein so kluges vierzehnjähriges Mädchen hat es noch nie in Awisam gegeben. Als Chief des Dorfes gehört es zu seinem Job, klug zu sein, manchmal weise, und er ist froh, dass er in Kisi eine würdige Nachfolgerin haben wird. Ihm ist dann für einen Moment weniger bang um die Zukunft seiner Heimat. In seinen Träumen hat er schlimme Vorahnungen. Sie fingen an dem Tag vor zwölf Jahren an, als sein Sohn Ekwo aufgebrochen war, um sein Glück in der Hauptstadt zu versuchen. Er kam nie zurück. In der Nacht zuvor war Kisis Mutter Akua gestorben. Niemand hatte je zu fragen gewagt, woran Akua gestorben ist. Und dass Ekwo mit dem Tod Akuas etwas zu tun haben könnte, ja, sie sogar umgebracht hätte, daran wagt niemand im Dorf auch nur zu denken. Dort spricht man über solche Dinge nicht. Schon gar nicht, wenn es den Sohn des Chiefs betrifft. Hat Ekwo etwas Böses getan, dann hätten ihn die Dämonen vertrieben. Und die Dämonen hätten ihn gefunden. An jedem Ort der Welt. Im Dorf muss man sich darüber keine Sorgen machen. Und wenn er nichts Böses getan hat, dann ist er

eben weg und wird das einfachere Leben in der Stadt dem harten Auskommen im Dorf vorziehen. Das haben vor ihm schon viele getan. Und nach ihm werden es sicherlich noch mehr tun.

Kisi wurde von ihrem Großvater Ebo aufgezogen. Niemand hat jemals den Namen ihrer Mutter oder ihres Vaters erwähnt. So ist es das Beste für alle. Zu leicht kann man die Dämonen auf sich aufmerksam machen, indem man zu oft die Namen der Toten oder der Verschwundenen im Munde führt.

Kisi beschäftigt sich tatsächlich mit den Kariténüssen, wenn sie den halben Nachmittag unter dem Baum liegt. Heute ist auch noch Sonntag. Sonntag ist ihr Tag. Wie allen Angehörigen der Akan-Völker, die noch traditionell leben, ist sie nach dem Tag ihrer Geburt benannt worden. Kisi heißt Sonntag. An Sonntagen träumt sie sich den Weg entlang, den die Nüsse, die noch am Baum hängen, bald nehmen werden, um in die Welt hinauszugehen.

Bald werden sie sie ernten. Dann werden sie die Mädchen und Frauen des Dorfes in großen Bottichen waschen und anschließend zerstampfen. Sie werden Wasser in den Kesseln aufsetzen und die zerstampften Nüsse so lange darin kochen, bis sich das Fett der Samen an der Oberfläche absetzt. Als Sheaöl wird es abgeschöpft. Wenn es abgekühlt ist, wird es fest und als reinste Sheabutter in Plastiktüten verpackt. Wenn die Regenfälle es zulassen, fährt Chief Ebo sie mit seinem Toyota über die löchrige Piste zum Markt nach Foso. Hier wird die Butter gewogen, und Ebo bekommt den Gegenwert ausbezahlt.

Bis zum Umschlagplatz in Foso ist Kisi schon gekommen. Ebo hat sie schon drei Mal dorthin mitgenommen. Den weiteren Weg, den die Sheabutter von Foso aus nimmt, hat sie

sich von Ebo erzählen lassen. Er hat ihr vom Lastwagen-transport ihrer Butter nach Cape Coast berichtet. Von dort wird das Pflanzenfett in die Hauptstadt Accra reisen. Und dort wird der Stoff, der heute noch in den kleinen Nüssen enthalten ist, auf ein großes Schiff verladen. Und dieses legt erst irgendwo an der Südküste Europas wieder an. Vielleicht auch an der Nordküste, da war sich Ebo nicht so sicher. Jedenfalls wird ihre Sheabutter nach Europa reisen. Um dort zusammen mit vielen anderen allerfeinsten Zutaten aus Afrika, aus Indien, aus Asien zu einer Creme verarbeitet zu werden, die sich nur die allerreichsten und allerschönsten Prinzessinnen leisten können. Und die werden sie auf ihre Haut auftragen, weil die Sheabutter aus dem Dorf Awisam in der Ashanti-Region von Ghana die allerbeste Sheabutter auf der ganzen Welt ist und ihre Prinzessinnenhaut davon ewig jung und frisch bleibt. Dank Kisis Hände Arbeit, die die Früchte ihres Baumes, unter dem sie die Sonntage verbringt, in Butter verwandeln konnte, wird eine echte Prinzessin noch schöner werden. Damit sie ihren Prinzen bekommt. Ihn heiraten kann. Königin wird. Selbst Prinzen und Prinzessinnen auf die Welt bringt.

Die Stationen dieser Reise malt sich Kisi an jedem freien Tag unter dem großen alten Baum in den schönsten Farben aus. Und nicht nur das. Sie nimmt sich jedes Mal fest vor, diese Reise selbst anzutreten. Sobald Ebo sie mit einem Mann aus dem Nachbardorf verheiratet – und das kann nicht mehr lange dauern –, wird sie diesen überreden, mit ihr der Sheabutter hinterherzufahren. Nur ein einziges Mal. Sie werden wiederkommen. Was sonst? Aber einmal muss sie die Prinzessinnen sehen, die sie aus dem TV-Apparat kennt, den es am Warenumsschlagplatz in Faso gibt.

Es wird Zeit für Kisi, nach Hause ins Dorf zurückzukehren. Es ist ein Fußmarsch von einer halben Stunde hinab von dem Hügel, auf dem ihr Baum steht. Der Weg führt vorbei an den anderen Karitébäumen, aber keiner ist so stark und so groß wie ihrer. Er hat wohl schon vor zwei Jahrzehnten ein Buschfeuer überstanden, wie sie von Ebo weiß. Viele der jüngeren Bäume sind erst danach gewachsen.

Kisi ist zweihundert Meter von ihrem Baum entfernt, da hört sie ein Brummen auf sich zukommen. Direkt von vorn. Ebos Toyota hört sich anders an. Sie blickt in den Himmel. Ein niedrig fliegendes Flugzeug? Aber dort ist nichts zu sehen. Sie geht einfach weiter. Was ist das? Träumt sie noch? Der Wald vor ihr scheint auf sie zuzukommen. Ja, die Bäume bewegen sich. Sie werden von einer mächtigen Hand angehoben und fallen dann in ihre Richtung um. Ein Dämon? Am Boden liegend bewegen sie sich weiter. Kisi weicht zurück. Dann sieht sie die gelben Monster, als sie hinter den Bäumen auftauchen und diese mit ihren großen Eisenschilfen nach rechts und links wegdrücken, um weiterzufahren. Direkt auf Kisi zu. Vier, fünf solcher gelben Monster nebeneinander. Hinter ihnen eine zweite Reihe, und diese Monster fressen die Bäume. Die reißen sie in ihren Schlündern in Stücke und speien die Überreste nach hinten aus. Das alles macht einen ohrenbetäubenden Lärm.

Kisi reißt die Augen auf, weil sie das, was sie sieht, nicht begreifen kann. Dann nimmt sie die Beine in die Hand und rennt wie von Hexen verfolgt zurück zu ihrem Baum. Als sie ihn beinahe erreicht, wird er von einem Monster, das sich von der Seite an ihn herangemacht hatte, umgedrückt.

Kisi schreit vor Entsetzen auf. Rechts, nach rechts müsste sie laufen. Von dort kommen keine Monster. Hofft sie. Sie muss

ins Dorf. Hilfe holen. Sie müssen die Monster verjagen, bevor sie ihr ganzes Land verwüsten. Sie umläuft die Monster, die sich jetzt von zwei Seiten auf sie zubewegen.

Atemlos kommt sie im Dorf an. Sie will gerade losbrüllen, sie alle alarmieren. Doch da sieht sie in der Mitte zwischen den Hütten drei dunkelgrüne Landrover-Geländewagen mit orangefarbenen Lichtern auf den Dächern stehen. Fremde. Mitten im Dorf. Eine Handvoll weißer Männer steht vor Großvater Ebo. Ansonsten scheint das Dorf verlassen. Viele der Männer sind noch bei der Arbeit, alle anderen müssen geflüchtet sein.

Kisi versteckt sich hinter einer Tonne, in der sie den Abfall sammeln. Von dort sieht sie zu, wie ein Mann Ebo immer wieder mit einem Bündel Geld und einem Blatt Papier vor der Nase herumfuchelt. Er schreit etwas, was sie nicht versteht. Ebo steht ruhig da, hat die Arme vor der Brust verschränkt und schüttelt den Kopf. Der Mann redet wieder auf Ebo ein. Ebo verändert seine Haltung nicht. Der Mann schreit wieder. Dann wirft er das Geld und das Papier Ebo vor die Füße, geht zu einem der Landrover, öffnet die Heckklappe und holt einen Kanister von der Ladefläche. Er geht zu einer Hütte – es ist die von Abenaa und Kweku, die nirgends zu sehen sind –, schüttet den Kanister über den Außenwänden und dem unteren Rand des Daches aus, zieht sein Feuerzeug aus der Hosentasche und schnippt es an. Er hält es in die Luft und ruft noch einmal etwas zu Chief Ebo hinüber. Als der nicht reagiert, hält der Mann das Feuerzeug an das Stroh. Die Hütte geht in Flammen auf.

Der Mann geht zurück zu Ebo. Er deutet auf das Geld und das Papier, das zu Füßen von Kisis Großvater im Staub liegt. Kisi glaubt zu sehen, dass Ebo die Augen geschlossen hält.

Als wüsste er, was kommt, und als könne er sich durch Gedankenkraft aus der Mitte dieser Männer entfernen. Die fünf Weißen in ihren Khaki-Hosen und ihren einheitlichen hellblauen Hemden stehen jetzt im Kreis um ihn herum. Der Wortführer packt Ebo am Kragen des alten T-Shirts, das einmal grün gewesen ist und auf dessen Brust die Aufschrift *Heineken* die Herkunft aus einer europäischen Kleiderspende nachweist. Der weiße Mann schreit Ebo aus nächster Nähe an. Einen Satz glaubt Kisi zu verstehen. »Du bist ein Idiot!«, schreit der Mann ihrem Großvater ins Gesicht. Und dann zerreißt er das T-Shirt. »Du bist nicht wert, etwas aus meiner Heimat auf deinem scheißschwarzen Körper herumzutragen«, schreit der Mann.

Ebo erwidert nichts und hält die Augen fest geschlossen. Der Schreihals sagt etwas zu einem seiner Männer. In einer Sprache, die Kisi nicht versteht. Von hinten stiefelt der Angesprochene Ebo in die Kniekehlen, worauf er nach vorn zusammenbricht und auf dem Bauch zu liegen kommt. Sofort geht der Mann, der links von Ebo stand, in die Hocke und presst ihm sein Knie zwischen die Schulterblätter. Der Mann hinter ihm spreizt ihm die Beine und holte mit dem Fuß aus. Dann tritt er von hinten zu. Ebo zuckt nur und lässt keinen Ton hören. Der Mann links dreht Ebos Arm auf den Rücken. Kisi glaubt das Knacken des Schultergelenks zu hören. Sie will losrennen, sich auf die Männer stürzen. Aber die sind zu fünft. Und sie ein vierzehnjähriges Mädchen. Sie sind weiß. Und sie ist schwarz. Was kann sie ausrichten? Solange sie denken kann, hat nie irgendein Schwarzer gegen irgendeinen Weißen etwas ausrichten können. Darum haben sie sich immer von ihnen ferngehalten, so gut es ging.

Der Anführer schreit noch einmal etwas auf Ebo hinab. Dann holt er mit dem schweren Metallkanister aus und lässt ihn auf Ebos Schädel krachen. Kisi hofft für ihren Großvater, dass seine Seele die Reise aus seinem Körper hinaus bereits angetreten hat. Der Mann links lässt den Arm los. Ebo rührt sich nicht mehr. Jetzt nimmt der Mann, der rechts von dem reglos daliegenden Ebo steht, aus der Beintasche seiner Khaki ein Stempelkissen. Er nimmt Ebos rechten Arm und macht mit der Farbe die Fingerkuppen schwarz. Dann nimmt er das Blatt Papier, das immer noch zusammen mit dem Geld auf dem Boden liegt, und drückt die Fingerspitzen darauf. Er besieht sich sein Werk, nickt zufrieden, faltet das Papier zusammen und steckt es in die Brusttasche des Jeanshemdes.

Der Anführer gibt den anderen Befehl, weitere Kanister aus den Autos zu holen. Sie gehen damit ringsum durch das Dorf und zünden eine Hütte nach der anderen an. Zum Schluss schütten sie den Rest des Benzins über den toten Ebo. Den Leichnam in Flammen zu setzen, behält sich der Wortführer vor. Er ist ein großer Mann mit milchig weißer Haut und rotem Haar, dessen Gesicht sich Kisi für den Rest ihres Lebens merken wird. Er beugt sich zu Ebo hinunter und tätschelt ihm noch einmal die Schulter, bevor er sein Feuerzeug entzündet und an Ebos Kopf hält.

Kisi sitzt die ganze Zeit über versteinert hinter der Tonne und wagt kaum zu atmen. Doch das Bild ihres brennenden Großvaters raubt ihr beinahe den Verstand. Sie heult laut auf.

Mit zwei Sätzen ist einer der Kerle bei ihr. Er bleibt breitbeinig über ihr stehen. Was er sagt, kann sie nicht verstehen. Das Blut rauscht ihr in den Ohren. Sie ist beinahe ohnmächtig vor Wut, Trauer und Zorn. Dann kommt der zweite

Mann zu ihr. Sie reißen sie an den Armen hoch. Sie wehrt sich mit aller Kraft.

Sie strampelt.

Sie tritt.

Sie beißt.

Sie spuckt.

Sie lachten nur. Sie sind groß und stark. Sie sind zu viert. Der fünfte steht immer noch neben Ebo und schaut den anderen zu.

Sie zerren sie zu ihm. Es riecht nach verbranntem Fleisch. Nach dem Fleisch ihres Großvaters.

Der Boss der Weißen grinst Kisi an. Sein Gesicht ist rot wie die Sonne, wenn sie am Abend über ihrem Baum untergeht. Ein Eckzahn fehlt. Seine Ohrläppchen sind angewachsen, daran kann sie sich später erinnern.

Nein, daran *muss* sie sich später erinnern.

Ihr ganzes Leben lang, jeden Tag und jede Nacht.

Der Anführer nickt mit dem Kinn in Richtung eines der Landrover. Sie schleppen sie dorthin und werfen sie auf die Ladefläche. Der Mann mit den angewachsenen Ohrläppchen steigt ihr hinterher, während die anderen sie festhalten. Sie reißen ihr die Shorts nach unten und ziehen ihr das T-Shirt über den Kopf.

Der Mann mit den angewachsenen Ohrläppchen hat schon die Hose heruntergelassen. Er umfasst mit seinen großen Händen ihre Oberschenkel, hebt das ganze Mädchen kurz in die Höhe und legt sie sich zurecht.

Dann stößt er zu. Es tut furchtbar weh.

Der Mann grunzt. Er stößt und grunzt und grunzt und stößt. Es riecht nach verbranntem Fleisch. Es wird nass zwischen ihren Beinen.

Jetzt kommt der Nächste dran.

Er grunzt. Und stößt.

Jetzt der Dritte.

Er stößt. Er grunzt.

Dann der Vierte.

Er grunzt leise. Und stößt schnell.

Dann der Fünfte.

Er stößt. Kisi hört das Grunzen nicht mehr. Sie hat das Bewusstsein nach dem Vierten verloren.

Erst nach dem Vierten.

Als alle fünf mit ihr fertig sind, zerren sie sie von der Lade-
fläche und werfen sie nackt in den Staub. Der schwere All-
radwagen, auf dessen Ladefläche sie gerade lag, fährt rück-
wärts.

Kisi kommt zu sich, sieht die Schrift auf der Heckklappe.
PalmCorp steht da in großen, silbrig glänzenden Lettern.
Der Schriftzug brennt sich in ihre Netzhaut ein. Der Wagen
kommt näher, bis das rechte Hinterrad über ihren geschun-
denen nackten Körper rollt. Das Getriebe knirscht, als der
Fahrer den ersten Gang einlegt. Er gibt Gas, und die zwei
Tonnen Metall überrollen Kisi noch einmal.

Endlich nehmen ihr die Schmerzen erneut das Bewusstsein.
Die Fremden rauschen in ihren Geländewagen durch den
Rauch und über die Sandpiste davon. Sie machen sich nicht
einmal die Mühe nachzusehen, ob sie tot ist.

Donnerstag, 18. Oktober, 10 Uhr 45
Nordwest-Territorien, Kanada
Unbenannter See bei 62° 33' Nord, 114° 31' West

B.Omb @Bombshell wir machens. wir probierens. der heli geht runter. Da liegt der see. Wie gemacht für uns. Wird geil, wenn das klappt

10:45 AM – 18 Oct 12 · Details

B.Omb @Bombshell 1000 löcher gebohrt. clive kennt sich aus mir dem scheiss. fuck, bin ich gespannt. wenn das klappt, holy cow!

12:27 PM – 18 Oct 12 · Details

B.Omb @Bombshell kann wassser fliegen? bei minus 18 grad?kann nich mehr tippen fingr frieren ein.

12:56 PM – 18 Oct 12 · Details

Die Hand in dem dick wattierten Arbeitshandschuh umfasst den Zünder und dreht ihn um neunzig Grad nach rechts. Zwei Sekunden lang geschieht nichts. Dann zerreißt ein Knall die Stille des Nachmittags über dem See. Es klingt mehr nach einem Peitschenknall als wie eine Explosion. Ein riesengroßer Peitschenknall.

Der Schall schlägt vom Berg auf der anderen Seite zurück. Entlang der Löcher, in denen sie die Dynamitstangen versenkt haben, spritzt das Eis auf.

Pause.

Nichts geschieht.

Das haben sie nicht erwartet. Shit. Ist der Versuch gescheitert?

Zehn Sekunden. Fünfzehn. Zwanzig.

Plötzlich hebt sich die Eisfläche in der Mitte des Sees. Tausend Risse laufen durch das Eis. Dann kommt die Welle. Wie ein Geysir brodeln das Wasser auf. Acht, zehn Meter hoch türmt es sich auf, bevor es sich über das Eis ergießt.

Schon steigen die Sprenggase durch die nächste Blase nach oben und heben das Wasser erneut an. Die gesamte Eisfläche auf dem See zerbröckelt. Langsam, aber schneller als der Tsunami auf diesen Amateurvideos aus Banda Aceh kommt die Welle am Ufer an. Klatscht in den Schnee. Wo vor einer Minute ein See seinen Winterschlaf gehalten hat, springt eine Brandung ans Ufer, die Erinnerungen an einen Badetag am Atlantik weckt. Nun gut, zumindest an einen Tag im Wellenbad. Zwei Minuten später hat sich die Schockwelle über die gesamte Fläche ausgebreitet. Nirgends mehr ein Stückchen Eis, das größer ist als ein Teller.

B.Omb @Bombshell omg. es funktioniert. meine fresse, es funktioniert

01:02 PM – 18 Oct 12 · Details

Es funktioniert. Es ist möglich. Du glaubst es nicht, bevor du es nicht gesehen hast. Es funktioniert, verdammt noch eins! Gimme five!

Die dick gefütterten Arbeitshandschuhe paffen über den Köpfen aufeinander.

Was sagst du jetzt, Mann? Kranker Shit. Und es sieht auch noch toll aus. Und was sagst du dazu? Wir brauchen viel weniger Sprengstoff, als wir geglaubt haben. Das war ja hier schon der absolute Overkill. Der ganze See ein Cocktailshaker voll *crushed ice*. Wir wollen das ja steuern können. Das

kriegen wir auch noch hin. Clive kriegt das hin. Clive kann das. Yo da man, man!

Sie umarmen sich, klopfen sich auf die Schultern.

Yo, is gut, M'am.

Schnell wieder Professionalität. Sie packen ihre Gerätschaften ein. Der Satellit kommt bald an dieser Stelle vorbei.

Die nächste Aufgabe lautet nun, die Wirkung des Sprengstoffes so zu dosieren, dass man die Eisfläche eines zugefrorenen Sees in planbaren Abschnitten in die Luft jagen kann. Sie haben noch drei Monate Zeit. Es muss klappen. Es *wird* klappen, verdammt.

Sie packen die Alukisten zu zweit an den Griffen und tragen sie zum Tragnetz des Hubschraubers. Der nächste unbenannte See liegt gleich hinter dem nächsten namenlosen Berg. Den See hier, der in Google Earth die Form des Kontinents Afrika hat, haben sie Lake Albert getauft. Großer Spaß.

Albert wird sich freuen, wenn wir ihm das sagen. Sagen wir es ihm? Mal sehen. Wir müssen ihm so viele Dinge erzählen. Sein See. Freuen wird er sich nicht. Aber wir. Kann auch sein, dass wir ihm wichtigere Dinge zuerst sagen müssen. Wahrscheinlich.

Das Wasser des frisch getauften Albertsees beruhigt sich wieder, während der Rotor des Helikopters anläuft. Zwischen den Millionen von Eisstückchen dümpeln Zigtausende von toten Fischen, deren Schwimmblasen die Sprengung zerrissen hat.

Kollateralschäden.

Von: B.Omb12 (486 Videos) | Eingestellt am: 19.10., 7:08 Uhr
http://www.myvideo.de/watch/7975003/Zugefrorenen_See_sprengen

Teil 1

»Was ist ein Dietrich gegen eine Aktie?
Was ist ein Einbruch in eine Bank
gegen die Gründung einer Bank?«

Bertolt Brecht, deutscher Dramatiker (1898–1956)

Freitag, 21. Dezember, 8 Uhr 30

Mittenwald, Deutschland, Wohnung von Sandra Thaler

Thien Hung Baumgartner @TBphotos schnee reicht fast. wenn es die nacht durchschneit: wer geht morgen mit? damkar oder ostereflder??

08:27 AM – 21 Dec 12 · Details

Das kannst du vergessen.« Sandra Thaler knallte das Messer auf den Küchentisch.

»Sandra, ein solcher Auftrag! Den ganzen Januar und Februar. Und für den *American Mountaineer*. Das Geld reicht wahrscheinlich für das ganze nächste Jahr. Abgesehen davon, dass ich denen noch was schulde. Die haben ihren Vorschuss nie zurückbekommen.«

»Aber das erste Interview mit dir, dem Zugspitzhelden, das haben sie bekommen. Damit haben die mehr Auflage und

Kohle gemacht, als ihnen die hübschen Bergbilder gebracht hätten, die sie in Auftrag gegeben hatten. Jetzt tu das Scheiß-Handy weg. Ich red mit dir!«

»Wenn ich im Geschäft bleiben will, dann muss ich solche Megaaufträge annehmen. Da stehen Hunderte von Fotografen Schlange. Ach was, Tausende. Das würde jeder machen, der nur eine Kamera in der Hand halten kann.«

»Ja, ja, und der mit der anderen Hand an den russischen Püppchen herumfummelt.«

»Püppchen? Russische? Du meinst Matrjoschkas? Die zum Ineinanderstecken?«

»Jetzt stell dich nicht dümmer, als du bist, Thien. Ich mein kein Holzspielzeug. Aber Ineinanderstecken ist das Stichwort.« Sie klatschte die Aprikosenmarmelade aufs Brot. »Im Ernst: Ich lass dich doch nicht zwei Monate in der Hochsaison allein durch St. Moritz tingeln. Trau, schau, wem?«

»Ach, daher weht der Wind. Vorauseilende Eifersucht.«

»Von mir aus nenn es Eifersucht. Ich sage: Vorsicht ist die Mutter der Porzellankiste. Jetzt hab ich dich endlich wieder. Und jetzt gebe ich dich auch nicht mehr her.«

»Dann komm halt einfach mit. Ich kann denen sicher verkaufen, dass wir als Duo die besseren Bilder liefern. Bei dem ganzen Rummel, da jagt ja ein Event das nächste. Das wird mir eh zu viel.«

»Ich bin da mitten in der Trainingsphase, mein Lieber. Im Februar ist Weltmeisterschaft!« Sie verstrich die Marmelade.

»Wobei ... Höhenttraining ist sowieso großartig. Das Engadin liegt auf fast zweitausend Metern. Meinst du, die bezahlen, dass ich die ganzen zwei Monate dort ...«

Thien schluckte. So hatte er es nicht gemeint. Aber es war ja klar, dass seine Sandra alles wollte: sich auf die Meisterschaft-

ten im Skibergsteigen vorbereiten *und* ihn begleiten. Ihn überwachen, da machte er sich nichts vor. »Ich muss mal fragen. Ich schreib denen heut Abend 'ne Mail. Muss ja nicht eines dieser Grandhotels sein. Auch im Engadin gibt's Ferienwohnungen. Dann ziehen wir einfach für zwei Monate dorthin. Du trainierst am Tag, und an den Abenden ziehst du mit mir durch die VIP-Bereiche in den Hotels und bei den Veranstaltungen. Mal sehen, wie lange du das auf knapp zweitausend Metern Höhe aushältst.«

»Ich muss ja nicht immer und überall dabei sein. Nur wo die Dichte an russischen Püppchen zu hoch ist. Also bei den Pferderennen auf dem See zum Beispiel. Oder beim Cresta-Run. Oder bei den Weltcup-Skirennen ...«

»... oder bei der WinterRAID oder beim Polo oder beim Ballonfestival oder beim ... Was weiß ich, was da alles auf dem Programm steht.«

»Ganz genau. Es wird großartig. Ich habe mir das Programm schon runtergeladen und mit meinen Trainingsplänen abgeglichen. Das passt schon alles. Ich kann meine Erholungsphasen so legen, dass sie immer dann sind, wenn unsere Termine stattfinden.«

»*Unsere* Termine. Soso.« Thien überraschte nicht, dass Sandra alles von langer Hand geplant hatte. »Und du hast sicher schon die Ferienwohnung angeschaut, in die wir ziehen.«

»Klar. Casa di Piero in Maloja. Hab ich übers Internet gefunden. Gehört einem Fotografen-Kollegen. Der ist im Winter in Südafrika und vermietet seine Wohnung. Ist wie gemacht für uns.«

»Und was kostet der Spaß? Nur damit ich es den Amerikanern verklickern kann.«

»Zweitausend die Woche. Hochsaison.«

»Zweitausend? Das sind in acht Wochen 16 000 Euro! Bist du verrückt?«

»Schweizer Franken, keine Euro. In Euro sind es nur gut 13 000.«

»Und in Dollar?«

»Knapp 17 000.« Sandra wurde kleinlaut wie selten. »Ich hab es schon gebucht. Fix. Mit fünfzig Prozent Anzahlung.«

Thien schaute seine Freundin mit zugekniffenen Augen an.

»Woher hast du so viel Geld?«

»Ich bin sparsam, Thien. Ich hab von meinen Fotohonoraren der letzten Jahre wenig ausgegeben. Und von meinen Preisgeldern fast nichts. Und ich hab gesehen, wie schnell das Leben vorüber sein kann. Also gönn uns den Spaß. Ich will auch mal ein bisschen große weite Welt. Bevor ich alt und grau bin. Ich zahl auch den Rest, wenn die Amis nichts übernehmen.«

»Kommt überhaupt nicht in Frage! Ich zahl das schon selbst. Ich habe ja mittlerweile einiges verdient. Ich wollte es nur nicht gleich wieder auf den Kopf hauen. Aber die Amis zahlen schon etwas dazu, mach dir keine Sorgen.« Er machte eine Pause und stocherte mit dem Messer im fast leeren Marmeladeglas herum. »Ich freu mich drauf. Echt. Was für eine gute Idee von dir.«

»Wirklich? Das ist großartig. Ich dachte schon, du bist sauer.«

»Wie kann ein Mann sauer sein, dem zwei Monate in St. Moritz mit der schönsten Frau der Welt bevorstehen?« Thien lächelte seine Freundin an. Dann stand er vom Frühstückstisch auf. »Ich hab einen Termin mit jemandem vom Alpenverein. Die wollen mich im Sommer auf Vortragsreise schicken. Hab ich dir ja schon erzählt. Bis später.«

Thien ging zu Tür und schlüpfte in die Stiefel, die dort unter der Garderobe standen. Gerade als er das erste Schuhband zur Schleife gebunden hatte, klingelte es. Er riss die Tür eine halbe Sekunde später auf und sah einen verdutzten Postboten. »Das war schnell«, sagte der.

»Amazon?«

»Einschreiben.«

»Finanzamt?«

Der Postler sagte nichts, hielt Thien nur seinen Handheld-Computer zur Unterschrift unter die Nase. Nachdem Thien auf dem verkratzten grauen Display seinen unleserlichen Kringel hinterlassen hatte, wurde ihm das Schreiben ausgehändigt. Es war nicht vom Finanzamt. Das Finanzamt klebt keine bunten Marken und Luftpostaufkleber auf die Umschläge.

Thien griff nach dem Brief, aber der Postbote zog ihn wieder weg, als wollte er ihn ärgern. »Acht Euro zwanzig Nachgebühr. Lern mal deiner vietnamesischen Verwandtschaft, wie man ordentlich frankiert!«

Thien stand da wie vom Donner gerührt. Vietnam? Ein Brief aus Vietnam? Er kramte einen Zehner aus der Hosentasche und hielt ihn dem Postmann hin. Dann schnappte er sich den Brief mit einer schnellen Bewegung. »Passt«, sagte Thien, bevor er die Tür zuschlug.